

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919**

3.8.1919 (No. 31)

# Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 31

Karlsruhe, Sonntag, 3. August

1919

Inhalt: Nachtgewitter. Von Maximilian Flor. — Abendlied. Von O. J. Bierbaum. — Die Freireligiösen II. Von Albert Sezauer. — Die neueste Phase des Entwicklungsbegriffes. Von Bruno Altmann. — Umdank. Von Nina Davvero-Sofer.

## Nachtgewitter.

Tastend, wie scheuer Wüstenögel Füße,  
Tauchen die Tropfen in den heißen Staub  
Und saugen aus des Parks verschwiegenem Laub  
Fruchtenden Atem und die Blumensüße.

Unsicher flatternd Wetterlicht bemalt  
Den weiten Himmel mit verirrttem Glimmen,  
Der letzten Donner müde Wellen schwimmen  
Ins Blau, das tief den Horizont umstrahlt.

Und Wanderer, bedräut von leichtem Schauer,  
Eilen zu Pforten, die sich willig breiten.  
Stumm-brünstige Umarmung an der Mauer

Durchbraust ein Reigen von verzückten Saiten,  
Der alles Werdens ahnungsvolle Trauer  
Versenkt in wehlose Unendlichkeiten.

Maximilian Flor.

## Abendlied.

Die Nacht ist niedergangen,  
Die schwarzen Schleier hangen  
Nun über Busch und Haus.  
Leis rauscht es in den Buchen,  
Die letzten Winde suchen  
Die vollsten Wipfel sich zum Neste aus.

Noch einmal leis ein Wehen,  
Dann bleibt der Atem stehen  
Der müden, müden Welt.  
Nur noch ein zartes Beben  
Fühl' durch die Nacht ich schweben,  
Auf die der Friede seine Hände hält.

Otto Julius Bierbaum.

## Die Freireligiösen.

(Geschichtlich und grundsätzlich betrachtet.)  
Von Albert Sezauer (Karlsruhe).

2.)\*

„Es ist etwas unendlich Schweres und Großes, so völlig zu brechen mit der Vergangenheit, sich loszureißen von der großen Gemeinschaft, auf sich zu nehmen ihren Haß und ihre Verwünschungen und in der Vereinzelung zu bewahren die Hoffnung, die Freundigkeit, die gemeinschaftsbildende Kraft.“ So hatte in Halle im Jahr 1845 der ev. lte. Schwarz den von dem ersten Konzil heimkehrenden Vertretern des Deutsch-Katholizismus zugerufen.

Wie schwer das sei, das sollten sie und die freien Protestanten in der nun folgenden Zeit alsbald erfahren. Zunächst waren es die brutalsten Mittel gemeiner körperlicher Vergewaltigung, die gegen sie angewandt wurden, wie sie ja fanatischen Priestern aller Zeiten und Richtungen niemals so niedrig

und verächtlich erschienen, daß sie sich ihrer nicht mit Freuden bedient hätten im Kampfe gegen Andersdenkende und -gläubige. Ein paar Beispiele werden genügen. Während seiner Reisen durch Deutschland wurde Ronge einmal in Oberschwaben von Bauern aufgelauert, die ihn mit Heugabeln und Dreschlegeln erschlagen wollten, weil man ihnen beigebracht hatte, er sei schuld an der herrschenden — Kartoffelkrankheit! Auf der Rheinfahrt von Mainz nach Mannheim wollten fanatisierte Schifferknechte ihn ins Wasser werfen. In Reife, dem „schlesischen Rom“, wurde er von einer johlenden Menge verfolgt und mit Steinen beworfen. In Tarnowitz wurde der Gasthof, wo er wohnte, in der Nacht, auf Glockensignale von der katholischen Pfarrkirche hin, durch die Menge mit Steinen und Stangen angegriffen. „Ronge raus!“ brüllten sie; „wir wollen ihn schlachten!“ Ein Buchhändler in Posen, der Ronges Bild ausgestellt hatte, wurde halbtot geprügelt; sein Laden gestürmt und alles kurz und klein geschlagen. Ganz besonders roh wurde Eduard Balzer in Elrich, in der Nähe von Nordhausen, behandelt. Der Saal, in dem er sprach, wurde von einer bewaffneten Menge gestürmt, die Tore gesprengt, die waffenlose Versammlung — darunter zahlreiche Frauen und Kinder — auseinander gejagt, die Wenigen, die den infolge eines noch nicht verletzten Schlüsselbruches hilflosen Redner zu verteidigen suchten, niedergeschlagen, Balzer selbst, der unter den Knüttelschlägen und Fußtritten der braven Christen bewußtlos zusammengebrochen war, die Treppe hinuntergestürzt und dort von den johlenden Rechtgläubigen an den Haaren über die Straße geschleift. Auf kurze Zeit zu Bewußtsein gekommen, fragte er seine Peiniger, ob sie denn mit solchen Taten ihrem Gott einen Gefallen zu erweisen glaubten, und erhielt ein höhnisches Lachen und lautes Ja-Rufen zur Antwort. Balzer trug von jenem Tag ein dauerndes Kopf- und Gehörleiden davon. Das gerichtliche Nachspiel der Angelegenheit ergab die Verurteilung von 30 Schuldigen mit Zuchthaus bis zu drei Jahren, die jedoch keiner der Verurteilten abfaß; sie wurden vielmehr alle „auf Ansuchen“ begnadigt. Dieser überaus bezeichnende und beschämende Ausgang war natürlich nur möglich auf Grund der durch und durch reaktionären Stellung, die nicht nur die leitenden kirchlichen, sondern auch die staatlichen Behörden allenthalben einnahmen.

Wohl hatte das königliche Patent vom 30. März 1847 in Preußen endlich das Recht des Staatsbürgers zum Austritt aus der Kirche grundsätzlich anerkannt; aber in der Praxis war dieser Schritt durch Formalitäten und Kosten aller Art möglichst erschwert. Verlangte man doch z. B. sogar von den längst im freien Gemeindeleben stehenden die Wiederholung ihrer bereits abgegebenen Austrittserklärung und Entrichtung der neuerdings dafür festgesetzten Gebühren. Noch übler stand es jahrelang im Königreich Sachsen. Wohl erklärte dort in der Ersten Kammer der Oberhofprediger Dr. von Ammon, den Deutsch-Katholiken dürfe „ein gemeinschaftlicher anständiger Religionskultus keineswegs versagt werden“, und der Superintendent D. Großmann nannte die deutsch-katholische Bewegung „eine Reaktion des durch die ultramontanen Umtriebe empörten gesunden Menschenverstandes, des auf's Heftigste verletzten Nationalgefühles, des beleidigten sittlichen Gefühls und der verhöhten Volksbildung“ und gab zu, sie habe in Sachsen „so große Sympathie gefunden, daß man daraus erkenne, das Verlangen nach ungeschmähter Glaubens- und Gewissensfreiheit sei eine Macht geworden, der man nicht widerstehen könne.“ Trotzdem mußten die aus der Kirche Ausgetretenen weiter Kirchensteuer zahlen; und ohne daß sie irgendwelche Rechte oder Ansprüche an die Kirche hatten, verbot man ihnen die Abhaltung eigener Kultushandlungen. Alle diese Erschwerungen und Hindernisse hielten die Bewegung zwar nicht auf, trugen aber doch dazu bei, sie zu verlangsamen, indem sie viele, die innerlich ihr nahestanden, vom offenen Beitritt abhielten. Eine weitere, sehr fühlbare Schwächung erfuhr sie dann durch die Ereignisse des Jahres 1848, die das allgemeine Interesse mehr und mehr den politischen Problemen der Zeit zuwandten, so daß darüber die religiöse Frage an Bedeutung zu verlieren. Immerhin betrug die Seelenzahl der freien Gemeinden um das Jahr 1850 — beide Richtungen zusammengenommen — etwa 160 000—170 000; für eine Bewegung in den allerersten Anfängen, die mit so zähen Widerständen zu kämpfen hatte, eine recht ansehnliche Macht.

Im Jahre 1850 fiel nun aber ein Schlag gegen die Sache der Freigemeinder, der von verhängnisvoller Bedeutung für ihre Entwicklung werden sollte. Auf den 23. Mai war das dritte deutsch-katholische Konzil und gleichzeitig die dritte freiprotestantische Tagung zu gemeinsamer Beratung nach Leipzig berufen

\*) Vgl. Pyramide Nr. 28 vom 13. Juli 1919.

worden, mit der Absicht, der bestehenden und oft genug zutage getretenen inneren Verwandtschaft durch einen zu schaffenden Bund Ausdruck und Dauer zu geben. Man stand im Beginn der Verhandlungen; der Beschluß, eine „Religionsgesellschaft freier Gemeinden“ zu gründen, war bereits gefaßt; über die Grundsätze und Zwecke derselben war man eben im Begriff sich auszusprechen. Von protestantischer Seite war vorgeschlagen: „Selbständigkeit der Gemeinde gegen jeden Zwang“ und „gegenseitige Förderung unseres religiösen Lebens“. Dagegen wurde Widerspruch laut, und nicht unberechtigter, wie wir sehen werden. Die Wichtigkeit dessen, was auf dem Spiele stand, erforderte eingehende Aussprache und Beratung. In gutem Willen fehlte es auch keineswegs; wußten doch die Versammelten alle, welche weittragenden Folgen eine glückliche Einigung haben werde, und ihr Bemühen, es dahin zu bringen, war durchaus ernst und ehrlich. Da schritt die Polizei ein. Die Tagung wurde aufgehoben, einige der stehenden Männer verhaftet und Landes verwiesen. Der Versuch, die Beratung in Abtheilungen fortzusetzen, mißlang. Auch hier erschien die Obrigkeit und löste die Versammlung auf. So brach man denn die Verhandlungen ab an dem Punkt, den sie in Leipzig erreicht hatten, und um wenigstens ein Ergebnis verzeichnen zu können, erhob man den protestantischen Antrag zum Beschluß: Selbständigkeit gegen jeden Zwang sollte der Grundsatz der neugegründeten Religionsgesellschaft sein; gegenseitige Förderung des religiösen Strebens ihr Zweck.

Um die Bedeutung dieses Beschlusses zu verstehen, müssen wir noch einmal zurückkehren zu den Anfängen der Bewegung, und zwar zu ihrer grundsätzlichen, dogmatischen Seite: dem Kampf um das Bekenntnis, der in den meisten Fällen ja zum Bruch mit der Kirche geführt hatte. Von der — damals wie auch heute — in weitesten Kreisen vorhandenen Neigung, das Apostolikum abzulehnen, war schon die Rede. Der erste weiter wirkende Versuch, eine neue, freiere Formel zu schaffen, wurde in Breslau gemacht, wo man (Februar 1845) folgendes Bekenntnis aufstellte: „Ich glaube an Gott, den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt erschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. — Ich glaube an Jesus Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst hat. — Ich glaube an das Warten des heiligen Geistes auf Erden. — Ich glaube an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, Gemeinschaft der Gläubigen, Vergebung der Sünden und an ein ewiges Leben. Amen.“ So ziemlich dasselbe, nur etwas knapper gefaßt, sagt das von dem ersten deutsch-katholischen Konzil in Leipzig (März 1845) aufgestellte Bekenntnis. Daneben wurde — hier wie dort — völlige Gewissensfreiheit, Ablehnung jeden Glaubenszwanges, jeder Lüge, Heuchelei und Keckerei sowie unbedingte Freiheit der Forschung und Auslegung der Schrift ausdrücklich zugestanden. In der Praxis liefen diese Grundsätze auf eine weitgehende Selbständigkeit der einzelnen Gemeinden hinaus, die aber doch, durch Form und Inhalt des für alle gültigen Bekenntnisses, vor allem durch den darin ausgesprochenen Glauben an den Welterschöpfer, an Jesus als Heiland und an die allgemeine christliche Kirche, ihre gemeinsame Herkunft und enge Verwandtschaft nicht verleugnen konnten. Es war eine durchaus fruchtbare, vernünftige Vereinigung von Freiheit und Gebundenheit mit dieser Grundlage geschaffen, worauf sich vortrefflich hätte weiterbauen lassen. Der Fortschritt war groß genug, um den entstandenen Gemeinschaften wirklich neuen Geist, neues Leben zu sichern, das sich zweifellos mit der Zeit ganz von selber völlig aus dem Bann der Kirche gelöst hätte, während die Gemeinsamkeit des Bekenntnisses die junge Bewegung vor Zersplitterung durch übertriebene Freiheitsbestrebungen bewahrte. Auf der protestantischen Seite war man in dieser Beziehung von Anfang an viel weniger glücklich. Das lag zu einem guten Teil an der Ueberspannung des „protestantischen Prinzips“, auf das sich übereifrige Umstürzler so gut berufen konnten und auch vertiefen wie gemähigte Neuerer, und die dahin führte, daß des alten Fritsch wohlgemeintes Wort: jeder könne nach seiner Fassung selig werden, auf eine recht verhängnisvolle Art in die Wirklichkeit umgesetzt wurde. Die Furcht, von der kaum erkämpften Freiheit etwas aufgeben zu müssen, machte die einzelnen und die Gemeinden blind gegen die Gefahr, die ihnen von dieser mißverständenen Freiheit drohte, und zugleich verriet sie innere Schwäche und Unklarheit: der wirklich Freie ist weder furchtsam, noch mißtrauisch; dazu ist er sich seiner Kraft und seines Weges viel zu klar bewußt. Aber das war ja eben das eigentliche Verhängnis der ganzen Bewegung: ein wahrhaft Großer und Freier, ein Führer von überragender Kraft fehlte ihr. Dadurch geriet sie zu sehr in ein demokratisches Fahrwasser, in dem sie nur zu bald auf Grund lief und stecken blieb. Unbeschränkte Freiheit und gleiches Recht für alle zu fordern, das war, ist und bleibt wohl auch in Ewigkeit der gepriesene Ausweg der Mittelmaßigen, von denen — am Ende ja auch mit Recht — keiner dem andern den Vorrang gönnt. Nirgends aber macht sich die Folge solcher Mittelmaßigkeitspolitik so verhängnisvoll geltend wie auf geistigem, oder gar auf religiösem Gebiet. Wo über letzte Fragen entschieden wird, muß das Prinzip der Mehrheit ausgeschaltet bleiben. Nichts rächte sich schwerer an der Sache der freien Gemeinden als der Mehrheitsbeschluß, der „Selbständigkeit gegen jeden Zwang“, also eine Bestimmung, die ganz aus dem Willen zur Verneinung, zur Ablehnung heraus geboren war, zum Grundsatz des neuen Bundes erhob.

Jetzt hatten die Behörden leichtes Spiel. Das Fehlen eines Bekenntnisses ermüdete es ihnen, die Gemeinden als politische Vereine zu behandeln, und von dieser Möglichkeit machten sie Ge-

brauch mit einer Rücksichtslosigkeit und Plumpheit, die selbst in der Geschichte deutschen Obrigkeitssinns ihresgleichen sucht. Nicht anerkannte Gemeinden wurden in Preußen buhendweise aufgelöst, auf Grund des Vereinsgesetzes vom 11. März 1850, weil sie — Frauen und Kinder zu Mitgliedern hatten! Andere wurden verfolgt auf eine Weise, die den Vergleich mit den — von christlichen Schriftstellern ohnedies gewaltig übertriebenen — Christenverfolgungen der ersten Jahrhunderte recht wohl auszuhalten vermag. Gottesdienste wurden gesperrt, in brutalster Form: Polizei oder Militär erschien mitten in der Feier und trieb die Versammelten auseinander. „Im Namen des Gesetzes!“ Die Vorstände mußten, unter den leichtfertigen Vorwänden oder auf gewöhnliche Denunziationen hin, Hausdurchsuchungen über sich ergehen lassen, wurden wohl auch gelegentlich verhaftet und eine Zeitlang gefangen gehalten. Der Kinderunterricht wurde verboten; in Königsberg sogar einmal die Kinder durch Militär aus der Religionsstunde nach Hause gejagt. Kleinkinderschulen, Näh- und Strickstunden, Lesende, Helferverbände und ähnliche Einrichtungen, wie sie heute als sozialer Hilfsdienst überall geschätzt und gefördert werden, wurden verboten, aufgehoben und bestraft. „Die Mitglieder der freien Gemeinde“, so berichteten die Königsberger, „wurden förmlich wie bestrafte Diebe und Diebeshelfer, ihre Frauen und Töchter wie Gefallene, kurz allesamt wie Verbrecher behandelt, die unter Polizeiaufsicht standen und zu jeder Tages- oder Nachtstunde des Eintretens der Polizei gewärtig sein mußten. Unter welchem Dache Mitglieder der Gemeinde harmlos gesellig einander besuchten mochten, es dauerte nicht lange, so waren Polizeibeamte und Gendarmen zur Stelle, um sie, nach Notierung sämtlicher Namen, auseinander zu jagen. Ebenso wurden freigemeindliche Familien, welche in irgend einem öffentlichen Garten gemeinschaftlich an einem Tisch Platz genommen hatten, angehts des übrigen Publikums durch Polizeidiener aufgefordert, sich zu entfernen, und im Weigerungsfalle auf Sensation erregende Weise zur Haft gebracht.“ So geschahen in Preußen im Jahre 1850! Aber damit nicht zufrieden, verbot man Offizieren geradezu, Mitglieder freier Gemeinden zu sein, und Beamten gegenüber benützte man, wenn es sich um Höhergestellte handelte, die Aussicht auf Erschwerung der Karriere, bei kleinen die offene Drohung mit Entlassung als Druckmittel, um sie aus den Gemeinden herauszutreiben. Konzeptionsheine und Armenunterstützungen wurden verweigert; Ehen, die von Predigern freier Gemeinden geschlossen waren, für unehelich erklärt; Vätern die väterliche Gewalt entzogen; Kinder aus der Schule entlassen, — kurz, alle Vorkittel schrankenloser Polizeiwillkür ausgiebig angewandt. Und wie gegen die einzelnen, ging man erst recht gegen die Gemeinden vor. Die Erlaubnis, die sie an vielen Orten hatten, ihre Gottesdienste in den Kirchen abzuhalten, wurde zurückgenommen; die Benützung anderer Räume verboten; Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln, die sie jahrelang erhalten hatten, wurden ihnen verweigert, auf ausdrückliche staatliche Weisung sogar in Fällen, wo die betreffende Stadtgemeinde noch auf Jahre hinaus zur Zahlung eines Zuschusses vertraglich verpflichtet war. Also selbst vor offenem Vertragsbruch scheute die Obrigkeit nicht zurück, um ihren Zweck: Einschüchterung und Schädigung der freien Gemeinden, zu erreichen. Suchten diese sich gegen solche Ungerechtigkeit zu wehren, indem sie den Schutz der Gesetze in Anspruch nahmen, so wußte der Staat auch hieraus Vorteil zu ziehen: die Prozesse wurden derart verschleppt, daß die meist recht bescheidenen Mittel der Gemeinden ebenso wie ihre Aussdauer erschöpft waren, ehe das Urteil fiel. Daß darin System liege, gab die Regierung selbst im Jahre 1852 gelegentlich der Beantwortung einer Eingabe in den beiden Kammern mit zynischer Offenheit zu. „Die Regierung habe allerdings das System, das gesamte Dissidentenwesen mit allen gesetzlichen Mitteln auszurotten“, gestand der ein wenig in die Enge getriebene Regierungskommissar.

Die „gesetzlichen“ Mittel dieses Systems hatten Erfolg. Die wenigsten, besonders unter den sog. Gebildeten, besaßen die innere und äußere Unabhängigkeit, die dazu gehört hätte, solchem Druck auf die Dauer zu widerstehen. Man darf ihnen daraus keinen Vorwurf machen; am wenigsten heute, wo man es jeden Tag beobachten kann, wie die politischen Chamäleone zu Tausenden etwa aus der Vaterlandspartei zur Sozialdemokratie oder von da ins Zentrum abschwenken — unter erheblich geringerm Druck als die bis aufs äußerste gequälten Freigemeindler jener Tage.

Was man ihnen dagegen recht gut zum Vorwurf machen konnte, das war: daß sie nichts lernten aus alledem. Wohl wurde hier und da ein Versuch gemacht, durch Aufstellung eines Bekenntnisses der staatlichen Verfolgung zu entgehen. Aber keiner dieser Versuche drang über einen sehr kleinen Kreis hinaus. Und als nach Jahren, eine neue, reinlichere, freieilichere Aera für Preußen heraufdämmerte unter dem Prinzregenten (späteren Kaiser Wilhelm I.), und die Vertreter der noch vorhandenen freien Gemeinden in Deutschland — es waren deren 51 vertreten — in Gotha zusammentraten, da ergab die lange, von keiner Polizei gestörte Verhandlung ein Ergebnis, das von dem des Jahres 1850 sehr wenig verschieden war. Wieder blieb der „Grundsatz“: Freie Selbstbestimmung in allen religiösen Angelegenheiten. Und ein geradezu lächerlich anmutender Artikel 8 versicherte den auf ihre Selbständigkeit so ungeheuer jolten Gemeinden: Die Beschlüsse der Bundesversammlung sind Ratsschlüsse für die Bundesgemeinden. Ein wahrhaft kläglicher, aber — ein echt deutscher Ausgang. Der Wille, nach seiner Fassung selig zu werden, und das Talent, auch aus schwersten Erfahrungen nichts zu lernen —

zwei Eigenheiten, die das deutsche Volk in ganz besonders hohem Maße besitzt und gerade in unseren Tagen wieder einmal sehr geneigt scheint zu betätigen —, hier feierten sie einen glänzenden Triumph. Es bedurfte nicht noch eines solchen Sieges der „Freiheit“, um die Sache der freien Gemeinden zu einer verlorenen zu machen.

Vom 17. Juni 1859 an war sie es.

(Schluß folgt.)

### Die neueste Phase des Entwicklungsbegriffes.

Von Bruno Altmann.

Entwicklung sagt man, aber man meint gewöhnlich Umbildung. Dadurch, daß man die Lehre von der Evolution unter die Kategorie des Entwicklungsbegriffes brachte, wurden ethische Momente mit naturphilosophischen Theorien vermischt und das geschah zum großen Nachteil der wissenschaftlichen Problemstellung und Forschung. Man verdirbt sich das Verständnis für den Entwicklungsgedanken an der Wurzel, wenn man sich nicht von vornherein Klarheit darüber verschafft: die Naturwelt ist für unsere menschliche Beurteilung ethisch indifferent und daher ist es völlig verfehlt, auf die Tatsachen und Ereignisreihen des natürlichen Geschehens den eminent ethischen Begriff der Entwicklung anzuwenden. Es kann sich hier nur um Veränderung, Umbildung, Formvariation handeln. Erst auf der anderen Seite der Weltwirklichkeit, im Reich der menschlichen Geschichte, darf von einer vollgültigen Entwicklung gesprochen werden.

Bei dem Wort Entwicklung, gleich Umformung, denkt nun die populäre Auffassung gewöhnlich an Darwin und andere naturforschende Gelehrten neuerer Zeit. Historisch ist das ungenau. Daß eine Umbildung im Weltall vor sich geht, ist beinahe der erste Gedanke philosophischer Betrachtung gewesen. Wenn Thales von Milet, der die Philosophie etwa 600 v. Chr. begann, das Universum aus dem Wasser, seine nächsten Schüler aus der Luft, aus dem Feuer usw. hervorgehen lassen, so stehen sie, unbewußt, und von Heraklit ab sogar bewußt, auf dem Standpunkt des Evolutionsprinzips. Die alten Griechen haben, nachdem einmal das Motiv des *πάντα ῥεῖ* (alles fließt) aufgestellt war, eine gebiegene Spekulation mit dem Entwicklungsgedanken fertig gebracht. Daß die Arten der Lebewesen keine feststehenden Typen sind, daß es Urarten und Abkömmlinge davon gibt, und daß der Mensch selbst sich aus einer vorangehenden Spezies erhoben hat, ist bereits von zweien ihrer Philosophen — Empedokles und Anaxagoras — ausgesprochen worden. Dennoch ist, obwohl später Kant die Theorie der Evolution in genauere Übereinstimmung mit den maßgebenden Anschauungen der Gegenwart aufgestellt hat, die Entwicklungstheorie erst bei Darwin eine eigentliche Lehre. In der Wissenschaft zählen Ansätze und bruchstückartige Aufstellungen nur als belanglose Apercus. Der Entwicklungsgedanke war so lange bloß auf Trenn und Glauben hingeworfene Vorahnung, bis ein anschauliches Bild von ihm entworfen, eine bildliche Demonstration der Formenübergänge von einer Pflanzen- oder Tierpezies in die andere geliefert und aus den Erfahrungstatsachen der Veränderlichkeit, Forterbungs-fähigkeit und Ueberproduktion ein sie bedingendes Prinzip ermittelt war. Das leistete Darwin. Seither erst ist die Entwicklungstheorie eine wissenschaftliche Lehre.

So verstanden haben die Forscher auf geisteswissenschaftlichem Gebiet in der Entdeckung und Begründung der Entwicklungslehre einen zeitlichen Vorsprung. Das ist nicht erstaunlich. Vielmehr bedarf es der Erklärung, daß hier der Evolutionsgedanke so spät, erst bei Herder und Lessing, zur abgeschlossenen Welt- und Lebensanschauung gekommen ist. Das erklärt sich aus der Jahrhundert- und ersonnenen Konstanz und Festigkeit der Lebensformen, mit denen sich die geisteswissenschaftliche Betrachtung abgab. Staat, Kirche, Wissenschaft, Kunst, das mußte den Gelehrten der vorlesingischen Zeit als Schöpfung für die Ewigkeit vorkommen. Sie sahen auf Thronen und Altären und Rathstühlen zc. Menschen kommen und gehen, verschiedenartige Menschen, aber es blieben die alten Einrichtungen. Die große Erschütterung der Reformation konnte das Nachdenken noch nicht auf den Evolutionsgedanken führen, diese vertiefte zu einseitig religiös. So herrschte das Konstanzprinzip. Genie und Kühnheit des Denkens gehörten dazu, um aus den paar vorliegenden Zeugnissen der Umbildung generalisierend den Grundgedanken des heraklitischen *πάντα ῥεῖ* auch für die geistig-geschichtliche Wirklichkeit zu wagen.

Auf beiden Gebieten, im Reich der Naturtatsachen und der geistigen Welt hatte der Entwicklungsgedanke bisher diese Pointe: es herrscht Bewegung, Neubildung, Produktivität im Universum. Das Universum lebt in ewigem Schöpfungsdrang. Wir kommen vom Fled, wir stehen nicht still. Das ist heute keine große Weisheit, sondern beinahe ein Dogma, jedenfalls ein encyclopädisch durchgeführtes Forschungsprinzip. Kühn und gelassen nehmen wir davon Notiz. Der Professor lehrt's, der Student trägt es in sein Kollegbuch ein. Man braucht's zum Studium, es ist Examenpensum. Für die Generationen, die sich zu seiner Erkennung erst durchdringen mußten, war es unendlich mehr. Nicht nur intellektuelles Faktum, sondern ein mit tragischen Erschütterungen verbundenes Lebensgefühl. Das legendenhafte „Eppur si muove“ (Und sie bewegt sich doch) des Galilei wurde mit einem Male von der räumlichen in die zeitliche Wirklichkeit übertragen. Unendlich reicher, farbenprächtiger, dramatischer

trat Welt und Leben vor den Blick eines Menschen, dessen Augen aufgetan waren für dieses Schauspiel der sich selbst umbildenden Natur, des pausenlos schaffenden Lebens.

Heute sagt uns der Entwicklungsgedanke etwas anderes, jedenfalls könnte er uns etwas anderes sagen. Wir stehen nicht still, die Natur geht ihren Gang, das Leben der Menschheitsgeschichte kommt vorwärts. Jawohl vorwärts, aber fragt sich nur wie und in welchem Tempo. Die veränderte Einstellung zum Entwicklungsgedanken hat aus der Qualitätsfrage eine Tempofrage gemacht. Wir wissen zur Genüge, daß es überhaupt anders wird in der Welt, nun möchten wir aber auch wissen, wie schnell. Geht die Geschichte in Eruptionen und Katastrophen ihren Donnergang oder in allmählichen Umbildungen, und wenn sie das erste tut, schafft sie dabei positive Werte oder nicht? Populärer ausgedrückt: Revolution oder Evolution? Das ist das Problem des Entwicklungsgedankens unter dem heutigen Aspekt.

Bei dem Wort Revolution müssen wir uns von logisch unzulässigen Vorstellungen und phantastischen Einbildungen befreien. Am besten kann man von Cassalle lernen, was eine Revolution ist und was sie nicht ist. Cassalle hat uns in seiner berühmten Berliner Gerichtsrede gelehrt, das Wesentliche daran in der Ablösung eines alten kulturell-historisch-wirtschaftlichen Prinzips durch ein neues zu sehen. Alles andere, besonders die eruptiven Äußerungen lange zurückgehaltener und plötzlich mit der Kraft von gestauten Reaktionsbewegungen hervorbrechender Leidenschaftlichkeiten sind nebenbeiläufiges Zubehör, aber keine begrifflichen Wesentlichkeiten. Es können Revolutionen von größter Bedeutung ohne jedes Blutvergießen durchgeführt werden und noch so vieles Blutvergießen macht ein Ereignis nicht zur Revolution. Die Entdeckung des Kopernikus und die Begründung der Astronomie auf dem heliozentrischen Standpunkt war eine Revolution. Die erkenntnistheoretische Wendung Kants, mit der das Weltbild in die formende Anschauungs- und Gedankenwelt des erkennenden Menschen verlegt wurde, war eine ebenso große revolutionäre Leistung. Die Anwendung der Dampfmaschine in der Produktion und Lokomotion, die erste Fahrt des Dampfers „Savannah“ über den Atlantischen Ozean vor nun genau 100 Jahren bedeutete eine Revolution, und nichts weniger als eine Revolution war die Tat Beethovens mit seiner dritten Symphonie usw. Dagegen sind alle Kriege der Weltgeschichte und auch der von 1914—1918 an sich noch keine Revolution.

Das Problem in dieser begrifflichen Zergliederung aufzeigen, heißt bereits, es zu einem guten Teil lösen. Wenn das Wesentliche der Revolution die Schöpfung eines neuen Prinzips ist, so kann die Geschichte selbstverständlich an Revolutionen nicht vorbei. Diese werden immer eintreten, wenn ein System abgebraucht ist, aber von dessen Nutznießern über die Zeit seiner sozial berechtigten Geltung hinaus gehalten wird. Und es ist selbstverständlich, daß dessen Interessenten es mit Aufgebot ihrer Machtmittel zu halten versuchen. Nun aber will sich das neue System ausgestalten, ausbreiten und ausleben. Es will nicht, kaum ins Dasein getreten, wieder der Ablösung verfallen. Das kann ja auch deshalb schon nicht sein, weil die Produktivität in der geistig-geschichtlichen Welt nicht so groß ist, daß die Entwicklung einfach von Prinzip zu Prinzip zu führen kann. „Die Natur müßte herstein, wollte sie lauter Beethovens hervorbringen“, sagt einmal Robert Schumann. Das gilt von allen Provinzen menschlicher Wirkungsfähigkeit. Wer der Meinung ist, daß die Geschichte, einmal in den Revolutionschritt gekommen, nun auch dieses Tempo beibehalten kann, der muß vom Wesen der Revolution die herkömmlichen Fabelvorstellungen haben: Putzsch, Barrikadenbau, Bürgerkrieg. Das kann man freilich machen. Aber neue, lebenskräftige Prinzipien aufstellen, kann man nicht so mir nichts, dir nichts. Dazu gehört nicht nur Genie, sondern das Genie und seine Zeit. Das sagt die Deduktion. Und die Induktion bekräftigt es. Sie zeigt, daß jeder Revolutionsperiode eine Zeit der allmählichen Etablierung ihrer Institutionen und der allmählichen Durchführung ihrer Grundsätze folgt. Auch die wirtschaftliche Revolution gestaltet sich nicht anders, so sehr die Interessenten des neuen Systems mit Sturm und Drang auf seine sofortige Einführung und abgeschlossene Herrschaft dringen mögen. Als der Kapitalismus in die historische Erscheinung trat, hat es auch ohne Frage Wirtschaftssubjekte gegeben, die sich vornahmen, „Weltrevolution“ zu machen, d. h. die Produktion auf nur kapitalistische Grundlage zu stellen. Jene Francis Drake und Walter Raleigh, jene florentinischen Kolonialausbeuter sind ganz von dem Wahn gewesen, um mit der Geste des kapitalistischen Grundbesitzers ihr Wirtschaftssystem einfach der Welt aufzubefehlen. Aber allmählich bekam man ruhig Blut. Man sah ein, daß durch bloßen Ufas noch keine Weltrevolution wirtschaftlichen Charakters gemacht wird. Es hat denn gute 350 Jahre gebraucht, um zu Rodesseller und zum Kapitalismus amerikanischen Formats zu kommen und nahezu ebensolang, um das kapitalistische System zum Prinzip der Weltwirtschaft zu erheben. Davon werden unsere Temperamentsrevolutionäre bolschewistischen Kalibers zu lernen haben. Strauben sie sich gegen das Gebot dieser geschichtlichen Lehre, so nützen sie ihrer Sache nichts, aber sie hindern die natürliche Entwicklung an ihrem Teil um ein größeres oder kleineres Stück. Revolutionssturm und kühles, wohlüberlegtes Liquidationsverfahren: in dem Tempo vollzieht sich die Geschichte. Das scheint uns die zeitgenössische Entwicklungslehre zu sein.

Und noch etnes läßt sich heute lernen. Die Entwicklung vortet die Lebenshalte und Werte des alten Systems nicht mit

Stumpf und Still aus. Es bleiben immer Brauchbarkeiten zurück. Das zeigt sich auch kaum so deutlich wie auf dem Gebiet, wo man das am allerwenigsten erwartet: auf dem wirtschaftlichen. Innerhalb des kapitalistischen Systems, das die Produktionsweise der zivilisierten Welt heute beherrscht, lebt die alte handwerkliche Kundenproduktion fort, die durch jenes abgelöst wurde, und es leben sogar noch Reste der alten hauswirtschaftlichen Eigenproduktion fort, welche die erste Stufe der Wirtschaftsweise darstellen. Es scheint mir nicht fraglich: auch die Ablösung des kapitalistischen Systems mit seinen Vorgängern durch den Sozialismus wird nicht so von statten gehen, daß der letzte Sprößling seinen Vater und seine Ahnen erschlägt, sondern im Beieinander aller Formen unter Vorherrschaft des jüngsten Systems. Das ist nur die Konsequenz der von Karl Marx scharf festgestellten und zutreffend formulierten Tatsache: „Eine Gesellschaft geht nie unter, bevor die in ihrem Schoß entwickelten Produktivkräfte aufgebraucht sind.“ Nur das Denken kann monistisch verfahren. Die Natur und die geistige Welt arbeiten pluralistisch. Und wir sind deshalb nicht übel daran. Es wäre vermutlich sehr viel kümmerlicher und langweiliger in einer Welt, die uns anstatt Fülle und Mannigfaltigkeiten nur die absolute Monotonie von Lebenswerten und Lebensformen bieten würde.

## Undank.

Von Nina Davvero-Hofer.

„Da geht sie hin“, sagte meine liebe Freundin und Gönnerin, die Geh. Kommerzienrätin — „da geht sie hin und tut, als kenne sie einen kaum“. Und ein tiefer Aerger malte sich in ihrem ausdrucksvollen, wohlgenährten Antlitz. Wir saßen beide beim Kurkonzert in der Kästerralle des Stadtparkes, und die erwählte „Sie“ war eine reizende blonde Frau, die ein elegantes Kinderwägelchen mit appetitlich rosigem Baby vor sich herschob. Ihr zur Seite schritt der ebenfalls stattliche Herr Gemahl, und alle drei sahen höchst zufrieden mit sich und der Welt aus.

Ich hatte gerade die Kommerzienrätin, zu deren Obliegenheiten es gehörte, „Jedermann“ zu kennen, nach dem hübschen Paar fragen wollen, als jener kühle Gruß, beinahe mehr die Andeutung eines solchen, von der schönen Blonden zu uns herüberflog.

„Ach, Sie kennen das Paar?“ fragte ich interessiert.

„Und ob! Wer glauben Sie, Doktorchen, hat denen ihr Glück gemacht?“

„Was weiß ich? Vielleicht der liebe Gott — ist auch eine alte gute Firma“, meinte ich natü.

„Bewahrel! Ich bin es, der sie alles zu verdanken hat! Was wäre sie jetzt ohne mich? Eine verbitterte alte Jungfer, eine povere Erzieherin...“

Mein Interesse wuchs ums Doppelte, denn wenn ich auch meine verehrte Freundin und Gönnerin in den aller verschiedensten Situationen gesehen, und mehr oder weniger bewundert hatte — als Schutzengel eines liebenden Paares... Brrr — das heißt: nein!

„Also hören Sie, Doktor, aber machen Sie ja keine Geschichte daraus, sonst haben Sie zum letztenmal Futentraten bei mir gegessen. Dazumal, Sie wissen doch, als ich meine Alma aus dem Lausanner Pensionat nach Hause nahm? Was habe ich mich da abgefotzt, daß das Kind die echte Prononziation nicht vergißt! Denn billig ist sie uns nicht gekommen: die Rechnungen, sage ich Ihnen, die Rechnungen — seien Sie froh, daß Sie sie nicht zu bezahlen hatten! — Also, sagte ich zu meinem Mann: „Siegfried, — sag' ich — wir wollen ihr eine feine Gouvernante nehmen. So eine aus vornehmer Familie, wo sie zu viele sind und zu wenig zu essen haben. Kann auch eine höhere Beamtentochter sein, oder Reichthümer. Partieren soll sie mit ihr, und ihr den höheren Schluß beibringen, denn im Pensionat hatte sie wenig Gelegenheit dazu, sagte mir das Kind.“

Sie kennen ja meinen Siegfried — eine Seele von einem Mann! „Nach, was Du willst, Rosalia“, sagte er. Also, ich seh' mich hin, und schreib' ein Inserat: „Erzieherin gesucht in sehr distinguierte Familie. Tadelloses Französisch und künstlerisches Klavierspiel Bedingung. Auf Hilfe im Haushalt wird nicht reflektiert, da zahlreiches Dienstpersonal vorhanden. Ablage bevorzugt. Gehalt 600 Mark.“ — Na, Doktor, was soll ich Ihnen sagen? Ein halber Möbelwagen voll Offerten! Zwei Tage habe ich gebraucht, bis ich sie durchgesehen, und Namen waren dabei, Namen... — Sie würden staunen! So zwei Duzend habe ich mir ins Haus bestellt. Man will sich doch seine Leute erst ordentlich ansehen, nicht wahr? Aber jede hatte was; gefiel sie mir, so war sie Almachen nicht recht, oder mein Sohn Artur fand, sie habe nichts Anziehendes. Und mit ihm sollte sie doch auch Konversation machen, denn das Französisch vom Gymnasium ist doch bloß ein deutscher Dialekt. Zur Geige begleitet wollte er auch sein — Sie wissen ja, wie herrlich mein Artur auf seiner echten Amalfi-Geige spielt! Er sagte, wenn sie nicht hübsch sei, bekäme sein Bogen keinen richtigen Schwung.

Aber dann kam sie, und da einigten wir uns alle im ersten Augenblick. Sie haben sie ja gesehen! Hübsch ist sie, das muß man

ihr lassen, und dazu eine geborene Freitin von N. Nur war sie mir ein wenig zu hochnäsigt, Sie wissen: „Titel ohne Mittel“, und das Kind ärgerte sich darüber, daß alle Welt sie anstarrte, wenn sie mit Alma ausging. Und dabei immer so einfach angezogen, beinahe pover und nicht einmal modern. Almachen hatte sie sogar im Verdacht, daß sie hinter ihrem Rücken etwas kokettierte, weil sich alle so mit ihr hatten. Mein Siegfried gewöhnte sich beinahe das Nauchen ab, wenn sie dabei war, und der Jean, unser Livreebedienter, servierte ihr aus Versehen zuerst, obwohl ich natürlich obenauf sah.

Nur gegen ihr Klavierspiel und die Prononziation ließ ich nichts sagen, und mein Artur konnte nicht genug Musik kriegen, seitdem sie ihn begleitete. Immer spielten sie, wenn ich mein Nachmittagschlöschen hielt, denn mich stört die Musik nicht, im Gegenteil! Ich bin so musikalisch — ich schlafe am besten bei Musik! Aber einmal fuhr ich doch aus dem Schlaf, weil drinnen die Geige mit einem Miston abriß. Gleich darauf stürzte mein Sohn aus dem Musiksalon mit einer feuerroten und einer blauen Wange. — Auf meine besorgten Fragen sagte er, er habe beim Musizieren plötzlich einseitiges Kopfschmerz bekommen... — Einseitig sah er aus, das war gewiß, und seitdem haben sie nicht wieder zusammengespielt, und sie ging umher und schnitt so ein Prinzessinnengesicht, wenn er ihr nahe kam. Mag schon sein, daß mein Sohn ein wenig spassen wollte, mußte sie da gleich so grob werden, frage ich? Auch mit Alma stand sie sich immer weniger. Erh wollte sie dem Kind auch deutschen Unterricht geben — so ein Unsinn! „Mein, Fräulein“, rief ich ärgerlich — „dazu haben wir Sie nicht engagiert. Deutsch ist Almas Muttersprache, die kann man schon so, die braucht man Gott sei Dank nicht erst zu lernen.“ Also blieb's bei Französisch, und da gab sie Almachen solch alberne Auffatz-Themen, wie z. B. „La noblesse vraie, et la noblesse singee“. Wie sollte sich das Kind da hineinfinden? Dann kam sie zu mir hereingestürzt und sagte, Alma litte an „chronischer Geistesabwesenheit“. — „Was soll denn das für eine neue Krankheit sein? Geplagt hat sie darüber nie“, sagte ich erschrocken. „Hahaha, das glaub' ich Ihnen gern“ und fort war sie. Wir hatten es nun schon alle weg, daß es mit ihr bloß ein Reinfall gewesen war. Auch hatte sie kein Wort davon erzählt, daß sie heimlich verlobt war; seit Jahren, und ganz aussichtslos, denn er war ein Musiker und hatte auch nichts. Ganz zufällig kamen wir hinter diese Verlobung, weil sie einmal seine Briefe liegen ließ. Mir war das natürlich höchst unangenehm, denn ich liebe keine Privatverhältnisse bei meinem Personal — das nimmt ihnen die Lust zur Arbeit! Eben deswegen sehe ich bei meinen Hausmannsleuten streng auf Kinderlosigkeit.

In Anbetracht dieser Dinge beschloßen wir, ihr zu kündigen, aber das Weihnachtsfest stand leider vor der Tür. Sollte die Gönnerin Kommerzienrätin Freudenprung in den Verdacht kommen, ein Weihnachtsgeschenk sparen zu wollen? Unmöglich — Noblesse obligat! — Ich ersann daher folgendes: mochte sie doch für 1-2 Wochen nach Hause reisen. Die Kündigung sollte sie dann brieflich erhalten. Ihr Weihnachtsgeschenk konnte sie gleich mitnehmen. Ich hatte ihr eine elegante Bonbonnière zugesandt, denn sie aß gern Schokolade. Nun wissen Sie doch, Doktor, wie teuer feine Schokoladen geworden sind, seit dem Krieg, und das wurde mein Verhängnis! Die Schachtel ließ ich natürlich von dem Bodenfräulein bis zur halben Höhe mit rosa Papierstückeln ausfüllen, was sich sehr niedlich ausnahm. Darüber kam eine Lage feinsten Fondants, Rosenpunkt 12 Mark. Aber es blieb noch viel leerer Raum in der Schachtel, und mit Papierstückeln konnte man nicht schließen. Was tun? Noch eine Lage Fondants? Bei diesen Preisen, und sie war doch erst 6 Monate im Hause... — Da kam meinem Artur ein Einfall: „Weißt Du was, Mama? Schenk' ihr doch das rote Kreuzlos um 2 Mark, was du dir neu gekauft hast; das wird die Lücke hübsch ausfüllen, und im übrigen weißt du ja, daß Lose nie gewinnen.“

Gesagt, getan. Sie war über die Weihnachtsferien hoch erfreut und reiste gleich ab. Das Geschenk nahm sie mit ihrer Prinzessinnen-Miene entgegen und lächelte nur, als ich sie auf die nahe bevorstehende Ziehung des Loses aufmerksam machte. Was soll ich Ihnen sagen, lieber Doktor? Sie war kaum wenige Tage fort, da kam es wie ein Blitz aus heiterem Himmel: die Nachricht, daß ihr Los einen der Haupttreffer gemacht habe! Zugleich kündigte sie, da sie sich demnächst verheiraten wolle. Ihr Dank kam erst zum Schluß, so kühl, als gälte es ein Knopflochsträußchen und keinen Haupttreffer. — Ihnen kann ich's ja sagen: es wurde ein kritischer Tag erster Ordnung für mich! Alle fielen sie über mich her, Alma, Artur und sogar Siegfried! Ob es denn nicht klüger gewesen wäre, mir noch eine Handvoll Bonbons vom Herzen zu reißen, anstatt 50 000 Mark zum Fenster hinauszuerwerfen? — Ich antwortete gereizt, da mir doch Artur das mit dem Los eingegeben hatte. Kurz, es wurde eine richtige Familienzene, so daß wir dann wochenlang eins am anderen vorbeiliefen, ohne ein Wort zu wechseln. Und an alledem war niemand schuld als sie! Nun ist ihr Mann hier Musikdirektor geworden, so daß sie einen fortwährend über den Weg läuft und man sich über das hochmütige Getue ärgern muß. So ein schwarzer Undank! Nein, in meinem Leben will ich nicht mehr Gutes tun! — Also, was sagen Sie, Doktorchen, zu der Geschichte?“

„Um, verehrte Freundin, was soll man da sagen? Barmherzigkeit! Sie ein nächstes Mal doch lieber die Ziehung ab, ehe Sie ein Los verschicken... und im übrigen: mein herzlichstes Beileid!“

Nachdruck sämtlicher Artikel verboten. — Für unverlangte Verantwortlicher: Gustav Rebert. — Druck und Verlag

Manuskripte wird keine Verantwortung übernommen. der E. S. Müllerischen Hofbuchhandlung m. b. H.